



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Niese, Charlotte: Die Hexe von Mayen : Roman : (sechszehnte  
Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Die Heye von Mayen

Roman

Von Charlotte Niese

(Sechzehnte Fortsetzung)

„Wahrlich, Sehestedt, es ist gekommen, wie ich oft sagte, die Franzosen sind wieder ins Rheinland gekommen, haben die alten schönen Burgen verbrannt, haben das Kloster Laach verbrannt und beraubt. In Mayen sind sie auch gewesen und der Turm, darinnen Eure Frau Geliebste einmal verwahrt war, ist mit Pulver auseinandergesprenkt worden. Majestät der König Ludwig haben sich einmal wieder gelangweilt!“

Er schlug mit der Hand auf den Tisch.

„Erinnert Ihr Euch noch des guten Abtes von Laach, des Herrn Plazidus? Mit all seinen Mönchen hat er fliehen müssen und in der Höhle vom Hochstein fand er Obdach und Versteck. Aber sein Kloster und alles, was er geschafft ist ihm elend vom Feind zerstört worden!“

Jostas war sehr aufmerksam geworden.

„Woher erfuhrt Euer Gnaden alle diese schlimmen Dinge?“

„Ich hatte hier einen Prinzen zu Besuch, einen vom Rhein, Löwenstein, hieß er, und war mit den Seinen aus der Eifel geflohen, wo seine Burg lag. Nun sind Gemahl und Kinder in Mecklenburg, und er wollte nach Wien zum Kaiser. Nun, dieser wird wieder nicht helfen. Er hat mir soviel berichtet, daß ich wohl einmal wieder mit den Braunschweigern möchte ins Feld ziehen. Aber die Welfen haben keine Lust mehr, sie bleiben daheim und denken an ihr Land! Wer kann es ihnen verdenken. Doch die Generalstaaten rüsten, und dorthin werde ich wohl einmal gehen! Übrigens —“ er unterbrach sich. „Wißt Ihr, daß ich Euren Brenner im Kaschott habe? Denselben, der auf Schierensee angezündet hat, und dann noch auf Wittmolbt und anderen Edelhöfen? Bei Euch ist er ausgerissen, aber hier liegt er unten im Schloß, und in den nächsten Tagen soll er hängen.“

Jostas fuhr in die Höhe.

„Es war der Stadtschreiber von Mayen, so wenigstens sagte die Frau Sehestedt. Darum wollte sie ihn nicht hängen lassen, wie es ihm gebührte, und so hat er noch viel Elend angestiftet.“

„Der Stadtschreiber von Mayen?“ Der Herzog war überrascht. „Der also hat den Weg hierher gefunden? Und Eure Frau Liebste wollte ihn nicht hängen lassen?“

„Sie wollte ihn sogar laufen lassen!“ Herr Josias war beschämt und verlegen, als er dies sagte. Aber vor den glänzenden Augen des Herzogs war es schwer, etwas zu verschweigen.

„Das kann ich Eurer Eheliebsten nicht verdenken, Sehestedt. Ein Weib soll Barmherzigkeit üben und nicht gleich mit dem Strick kommen. Meine Frau Gemahlin hat noch niemals ein Todesurteil unterschrieben, und ich bin es sehr zufrieden. Das ist Männerarbeit.“

„Aber sie wollte ihn entkommen lassen, sagte dies zum Vogt und hat meine Hörigen störrisch gemacht. Denn der Kerl hat im Prison von Zauberei geredet und daß Frau Heilwig eine Hexe gewesen wäre. So hat er uns sehr geschadet, denn das Volk glaubt noch an Hexen und an vieles andere, darüber manche lachen.“

Hans Adolf lachte gutmütig.

„Herr Josias, Ihr scheint mir ein wenig aus der Kontenance zu sein. Was meint Ihr, wenn wir einmal wieder gegen die Franzosen ritten? Viele Raupen würden Euch aus dem Kopf kriechen und nie mehr hineingehen! Wißt Ihr denn nicht, daß auch ich einer von denen bin, die zaubern können? Mäuse soll ich machen können und Katzen, die sie auffressen. Kugelfest hat man mich genannt! und wie mancher Hieb, wie manche Kugel hat ihr Zeichen bei mir gelassen! Lasset doch die Leute reden, Herr von Sehestedt! Meine Frau Gemahlin hat ehemals geweint über die dummen Historien, die das Volk von mir berichtete; ich meine, sie hat sie sogar ein wenig geglaubt, jetzt lacht sie. Denn sie kennt ihren Hans Adolf und weiß, daß er ein Mensch ist, wie alle andern!“

„Aber sie wollte ihn entfliehen lassen!“ Josias wiederholte die Worte und machte ein so bekümmertes Gesicht, daß der Herzog ernster wurde.

„Lieber Herr, auch dies kann ich verstehen. Soviel ich mich entsinne, hat der Stadtschreiber der Jungfrau Heilwig wohl ein wenig in Liebe nachgestellt, hat ihr aber nicht schaden können. Vielleicht hat er sogar die Hand über ihr gehalten, so daß sie besser behandelt wurde als eine andere Hexe — und wenn dies alles der ehemaligen Jungfrau Heilwig noch nicht ganz klar geworden ist, so weiß die edle Frau von Sehestedt doch wohl, daß es ihr übler hätte ergehen können, wenn dieser Kerl nicht Scheu vor ihrer holden Jungfräulichkeit empfunden hätte. So kann ich es begreifen, daß sie ihn lieber wollte entkommen lassen, als in den eigenen Turm stecken! Meine Sophia Dorothea würde ebenso handeln!“

„Die Weiber sind nicht immer gut zu verstehen!“ sagte Josias nach einer Weile und seufzte dabei. Der Herzog lächelte.

„Mein Lieber, die Frauenzimmer sind eben anders als wir. Sie wollen ein wenig gut behandelt sein und man darf nicht jeden Tag auf die Jagd reiten oder anderen Lustbarkeiten nachgehen. Man muß auch einmal daheim sitzen, seine Junker erziehen und sich von den Sorgen der Wirtschaft berichten lassen. Das tut dem Frauenzimmer gut; es hat doch mancherlei Mühe und Leiden, von denen wir Männer nichts wissen.“

Der Herzog sprach eindringlich und Jofias hörte ernsthaft zu. In den letzten Jahren war er allerdings sehr viel von Haus weg gewesen; nicht allein zur Jagd, sondern auch zu Versammlungen der Ritterschaft, zu Festen, wo die Frauen nicht gewünscht wurden. Und um seine wilden Junker bekümmerte er sich sehr selten. Er war so in Gedanken, daß er nicht hörte, wie der Herzog an der Schelle zog und dem eintretenden Diener einen Befehl zurief. Und dann stand plötzlich eine elende Gestalt im Zimmer. Ein Zerlumpter, Verhungertes, einer, der den rechten Fuß nachzog und dem Elend und Sünde aus dem verwüsteten Gesicht sprach.

„Du bist der Stadtschreiber von Mayen?“

„Ich war es, gnädiger Herr!“

„Und nun bist du ein Mordbrenner geworden?“

„Was soll man machen? Die Welt ist wider mich, so bin ich auch wider sie gewesen!“

„Ein übles Geschäft!“ sagte der Herzog ernst und der Gefangene beugte den Kopf, daß seine Ketten klirren.

„Braucht mich nicht zu ermahnen, Gnädiger! Ich bin, wie ich bin, und ich werde dahinfahren in meinen Sünden! Laßt mich nicht allzulang auf den Galgen warten!“

„Du hast nie eine Mutter gehabt, die dich ermahnte?“

Der Gefangene fuhr zusammen, dann lachte er wieder.

„Ich bin nicht für Rührung, edler Herr! Ich sage es noch einmal: die Welt ist wider mich gewesen, da ist es besser zur Hölle zu fahren!“

„Weshalb hast du damals deine Stadt verraten?“

„Weil ich Geld haben wollte, edler Herr! Ich wollte reich werden und dann zu den Franzosen. Aber sie wollten mich nicht, sie bezahlten mich fogar nicht und lachten mich aus. Sagten, ich sollte mich freuen, daß sie mich nicht hängten. Wenn alle Menschen schlecht sind, warum soll ich es nicht sein?“

Der Herzog wandte sich an Jofias.

„Herr von Sehestedt, wollt Ihr den Kerl noch etwas fragen?“

Jofias schüttelte den Kopf, aber der Gefangene sah ihn mit seinen bösen Augen an.

„Die Jungfrau von Sehestedt habe ich mal lieb gehabt. Die einzige in meinem Leben, von der ich es sagen kann. Aber der Junker Wiltberg nahm sie mir weg — ich hätte ihn gern zu Tode hungern lassen!“

„Denke an das Heil deiner Seele und nicht an törichte Rache!“ rief der Herzog, aber der einstmalige Stadtschreiber lachte nur höhnisch.

„Gnädiger, mit dem Heil meiner Seele wüßte ich nichts zu beginnen!“

Er ward wieder weggeführt und beide Männer saßen nachher schweigsam nebeneinander. Bis der Herzog zu sprechen begann.

„Ich muß ihn schon hängen lassen. Niemandem nützt er und vielen kann er schaden. Aber es ist dennoch übel, eine Entscheidung zu treffen!“

Josias antwortete nicht, aber im stillen freute er sich, daß Frau Heilwig den Mann nicht hatte strafen, sondern freilassen wollen. Aus welchem Grunde, hätte er selbst nicht sagen können.

Am diesem Abend gab es im Plöner Schloß ein fröhliches Gelage. Ein Welfenprinz war zu Besuch gekommen, und der Herzog wollte mit ihm und Josias von alten Zeiten und davon reden, was sie tun würden, wenn sie noch einmal gegen den Franzmann ziehen könnten. Die Becher klangen und ein Kriegsstücklein nach dem anderen wurde erzählt. Auch Josias wurde lustig und dachte der alten Zeiten. Wie er die Jungfrau Heilwig doch so arg lieb gehabt und wie er sie noch heute liebte. Da begann er zu singen und die anderen sangen so laut mit, daß der Lärm zu der Frau Herzogin drang, die sich in ihrem Bett aufrichtete, eine Kerze an ihrem Nachtlicht entzündete und in ihrer großen Bibel zu lesen begann. Sie liebte und bewunderte ihren Herrn sehr, aber wenn er lange über dem Becher saß, dann suchte sie sich ein Kapitel der Heiligen Schrift aus, das sie ihm am anderen Morgen vorlesen wollte. Aber sie brauchte nicht vorzulesen. Der Becherklang hörte auf und ganz ernsthaft erschien der Herzog nach einer Weile in ihrem Zimmer. Er wollte nicht sagen, was ihn so ernsthaft machte, aber am anderen Tage schenkte er seiner Gemahlin die Turmglocken für das neue Kirchlein Sankt Johannes, und sie erfuhr dann auch, daß ein Gefangener, der unten im Schloß lag, sich gegen die feste Steinmauer die Hirnschale eingerannt hatte. Wer war es? Die Herzogin erfuhr es nicht; in ihrer frommen Weise betete sie aber ein Vaterunser für die arme Seele des Selbstmörders, und wie sie es ihrem Gemahl sagte, streichelte er ihre Wange.

„Ihr Frauen sollt barmherzig sein!“ sagte er.

Am nächsten Tage ritt Herr Josias wieder heim. Im ganzen war er zufrieden, den Herzog gesprochen zu haben, aber dann meinte er doch wieder, daß Hans Adolf reichlich viel gepredigt hätte. Die Ehefrauen müßten keine Launen haben und immer zufrieden sein; der Herr von Ahlesfeld, den er in der Plöner Herberge traf und der sich mit seiner Gemahlin schlecht stand, so daß sie ihm davongelaufen war, hatte eine andere Rede gehalten. Zu sehr hatte er seiner Geliebten den Willen getan und immer zu allem ja gesagt, bis er der Geschichte überdrüssig wurde und einmal seinen Willen durchsetzte. Da war sie gleich auffällig geworden, und nun saß er allein auf seinem Hof. Denn die Kinder hatte sie mitgenommen.

„Si, wie er über die Weiber schimpfte! Seine Worte klangen Jostias noch in den Ohren, als er in Schierensee anlangte, die Junker ihm entgegenprangen und die kleine Heilwig den Knaben nur zögernd folgte. Sie war ein Mutterkind und sie machte sich nichts aus ihm; als er sie aufhob, um sie zu küssen, begann sie zu weinen. Hestig setzte er sie auf die Erde und wollte ein hartes Wort sagen, da stand Frau Heilwig schon neben ihm und in ihr Gewand verbarg sich das zarte Kindergeſicht.“

„Ihr seid zu rauh, Herr von Sehestedt!“ sagte seine Gemahlin und er wußte keine Antwort darauf. Er meinte es gut — warum sollte er denn rauh sein?

Mürrisch ging er von dannen und seine zwei Junker erhielten an diesem Tage mehrmals Hiebe, über die sie sich laut beklagten. Denn waren sie nicht Junker, die alles tun durften, was sie wollten? Aber ihre Strafe war verdient; sie waren wild und unbändig und der Präbikant, der sie unterrichten sollte, klagte über sie. Ehemals hätte Herr Jostias nur gelacht, wenn seine Junker unbändig waren, jetzt wurde er doch nachdenklich und sah mehr nach ihnen. Ritt auch nicht mehr so viel auf die Jagd und lehnte ein großes Ritterfest in Iphoe ab, das zehn Tage dauern sollte, und das Trunk und Raufereien im Gefolge hatte. Darum aber war Frau Heilwig doch noch nicht freundlicher geworden, und er selbst konnte sich gleichfalls nicht entschließen, gute Worte zu sprechen. So nebenbei berichtete er ihr, daß der Stadtschreiber von Mayen sich das Leben genommen habe. Da sagte sie nicht viel, nur ihre Augen öffneten sich weit und sahen an ihm vorüber in die Ferne. An was dachte sie? An den Turm in Mayen, aus dem sie der rheinische Junker rettete? An das Loch in der Mauer, durch das sie entkommen war? Der Junker war tot — oder sollte er wieder gesund geworden sein und noch an die denken, die ihn damals so sehr liebte, daß sie ihn fast geheiratet hätte. Nur gut, daß er ein Papist war und daß seine Frau Schwester mit ungeschickter Hand dazwischen fuhr!

Herr Jostias wurde grüblerisch. Wohl ging er mit seinen Junkern auf die Jagd und ermahnte den Präbikanten, strenge mit ihnen zu sein; wohl versuchte er, seine kleine Tochter mehr zu sich zu ziehen. Ganz heimlich, so daß es Frau Heilwig kaum merkte. Zuerst war die Kleine schen: dann saß sie doch manchmal auf seinem Knie und ließ sich berichten von den Häslein im Felde, von den Rehtzchen, hinter welchen der Wolf her war. Herr Jostias verstand nichts von Märchen; er konnte nur Dinge berichten, die er mit Augen sehen konnte, aber Klein Heilwig hörte ihm doch zu, und einmal bekam die Mutter zu hören:

„Der Herr Vater weiß schönere Geschichten als Ihr, Frau Mutter!“

Worauf Herr Jostias, der bei diesem Vorwurf zugegen war, sich verlegen räusperte, und doch den ersten freundlichen Blick Heilwigs erhielt.

Aber dann versank sie wieder in ihr kühles Schweigen, und auch ihr Gemahl konnte den rechten Weg zu ihr nicht mehr finden.

Es war gut, daß der Winter kam mit vielem Schnee und eisiger Kälte. Die Wölfe, die im Sommer sich ferngehalten hatten, waren plötzlich wieder da, und es galt, diesen Feind von den offenen Dörfern, von den Viehställen zu vertreiben. Er war ein Schrecken für die Bauern und eine Freude für die adligen Junker, die den Fseggrim mit Hallo und Hussa jagten, und sich hüteten, alle zu erschießen, damit für den nächsten Winter einige Tiere übrig blieben.

Hans Adolf von Plön sagte sich beim Sehestedt für eine Wolfsjagd an. Da mußte Herr Jostias eine ganze Reihe seiner Standesgenossen einladen, und es gab eine fröhliche Jagd, bei der wohl zehn Wölfe das Leben lassen mußten, ungerechnet die Wildsauen und Hirsche, die noch dazu kamen.

Ruhig waltete Frau Heilwig ihres Amtes als Schloßherrin, und wenn sie sich auch von den nachfolgenden Trinkgelagen fern hielt, so sorgte sie doch umsichtig für alles, und der Herzog war beim Abschied, der nach vier Tagen erfolgte, besonders gnädig gegen sie.

„Nach Weihnacht geht es in den Haag!“ berichtete er. „Die hohen Herren dort haben mich eingeladen und auch meine Frau Gemahlin. Was meint Ihr, edle Frau, wenn der Herr Jostias und Ihr uns begleitetet? So lange bin ich nicht mit Eurem Gemahl in die Welt geritten, und es ist doch ein artiges Vergnügen!“

„Mein Herr Gemahl wird tun, was ihm beliebt!“ entgegnete Frau Heilwig, die ein wenig rot wurde. Denn der Herzog sah sie so aufmerksam an.

„Ihr solltet ihn nicht allein fahren lassen!“ scherzte er. „Ihre Gnaden, Dorothea Sophie, läßt mich auch nicht allein in die Welt; wir Männer bedürfen manchmal einer sanften Führung! Nicht wahr, Herr von Sehestedt?“ wandte er sich an Jostias, der eben zu ihm trat.

Hans Adolf wiederholte seine Einladung, und Jostias war sehr erfreut. Zwar wußte er, daß diese Reise ein wenig kostspielig würde. Der Herzog nahm gern einen Kavaller mit, und auch eine Dame für seine Gemahlin, aber er konnte kein Geld dafür bezahlen. Er sagte es auch offen.

„Habe mich ein wenig mit meinem Geld brouilliert!“ sagte er vertraulich. „Meine kleine Stadt kostet mir viel, weil ich sie hübsch haben will, und eine Lateinschule will ich auch haben. Für Eure Junker, lieber Sehestedt! Heutzutage muß man wirklich ein wenig lernen, das ist für später besser. Im Haag müssen sie mir unter die Arme greifen, sie tun es auch, wenn ich zu ihnen komme und ihre Soldaten mustere und verbessere. So Sorge ich also auch für meine Untertanen, wenn ich anderen diene!“

Er verabschiedete sich mit erneuter Einladung, und Heilwig sah es ihrem Manne an, wie er brannte, mitzureisen. Er hatte das Geld; im allgemeinen war das Gold nicht reichlich in den adligen Geschlechtern, die die vielen Kriege verarmt hatten. Aber der Staatsrat von Sehestedt hatte ein gutes Vermögen hinterlassen, und man hatte sparsam gewirtschaftet.

„Ihr möget allein reisen!“ sagte Heilwig zu ihrem Gatten. Dieser aber schüttelte den Kopf.

„Niemals, so Ihr nicht mitgeht.“

„Ich kann meine kleine Heilwig nicht allein hier lassen!“

„So nehmt sie mit!“

„Kinder dürfen nicht reisen!“ erwiderte sie erschrocken. Aber da bewies ihr Jostias, daß ein Fräulein des Herzogs, das jüngste Prinzgelein, gleichfalls die Reise mitmachen sollte.

Der Herzog wollte seine zwei jüngsten Kinder, einen Prinzen und ein Prinzgelein, mitnehmen.

Noch zögerte Heilwig, dann aber kam ein Schreiben der Herzogin, das sie freundlich aufforderte, sich an der Reise zu beteiligen, und damit waren eigentlich alle Hindernisse beseitigt. Denn eine solche Invitation, selbst wenn sie kostspielig war, durfte man nicht ablehnen. Besonders nicht unter den augenblicklichen Verhältnissen. Zwar hatte das Raunen der Hörigen, daß Frau Heilwig einstmals eine Zauberin gewesen war, aufgehört, aber es konnte immer einmal wieder beginnen. Und das sicherste Mittel gegen allen Klatsch war die Freundschaft und Huld einer so ausgezeichneten Fürstin, wie Dorothea Sophie es war.

Gegen Ende des Februarmonats fuhr seine fürstliche Gnaden Hans Adolf von Plön mit Gemahlin, zwei Kindern und einem Leibjäger gen Hamburg, und im anderen Wagen fuhren in submissiver Entfernung der Herr von Sehestedt mit Frau Geliebter und kleiner Tochter. Die submisse Entfernung aber dauerte nicht lange. Bald fuhr die Herzogin mit Frau Heilwig zusammen, die fürstlichen Kinder spielten mit klein Heilwig, und die Herren fuhren zusammen oder ritten auf den von einigen Knechten geleiteten Pferden.

Die Herzogin und Frau von Sehestedt konnten sich gut unterhalten über Hausfrauen- und Kinderfragen, über allerhand, was damals die Frauen beschäftigte. Und wenn die Herzogin von manchen Dingen berichtete, an die sie dachte, und die nicht immer von Einkochen und Fleischverwahrung handelten, dann sah sie Frau Heilwigs blaue Augen aufmerksam auf sich gerichtet, und es kam ihr in den Sinn, ob der Herr Jostias wohl immer über seine Gemahlin nachgedacht hatte? Da waren gar keine Saiten in ihrem Herzen aufgespannt — hatte Herr Jostias jemals versucht, sie klingen zu machen? Ihr kam ein junger ländeloser Prinz in den Sinn, den sie einstmals am Hofe ihres Vaters kannte, und der dann auf einmal abreisen mußte. Damals hatte sie sehr geweint: aber dann kam Hans Adolf von Plön und sie wurde sein Gemahl. Es ging alles, wie es gehen mußte und sie war sehr zufrieden. Aber es war ihr doch, als hätte auch Heilwig von einem Prinzen berichten können, der in ihrem Herzen einstmals wohnte. Und sie wurde immer liebevoller.

Die Reise ging ohne Unfall von statten. In Lüneburg und Hannover, bei den Verwandten der Herzogin, wurde gerastet, dann ging es nach Münster.

Hier, in der Herberge, kam ein Prinz Bentheim zum Herzog, ein alter Freund und Waffengenosse. Der war eben am Rhein gewesen und berichtete, wie die Franzosen dort hausten. Ein Vetter von ihm war bei Andernach begütert, und mußte zu ihm nach Westfalen fliehen, weil die Franzosen ihn sonst wohl getötet hätten, wie sie viele Männer, Frauen und Kinder töteten, ohne Ansehen der Person noch des Standes. Eine rohe Bande focht unter dem Lilienbanner. Söldlinge aus aller Herren Länder, welsche Zigeuner, Schweizer und Engländer. Von allem der Abschaum, und dieser Abschaum hatte wieder mit eisernen Tritten das blühende Land zerstampft. Was der Prinz berichtete, klang erbarmungswürdig; er ging jetzt nach dem Rhein, um seinem armen Vetter zu helfen, sein zerstörtes Haus wieder aufzubauen, ihm Geld zu leihen und ihm über die erste schwere Zeit hinwegzuhelfen.

„Gotts Tod!“ Der Herzog fluchte, trotz des ernststen Blickes seiner Gemahlin. „Wenn wir diese Hundsfötter doch alle aufhängen könnten!“

„Hilft nix, Euer Liebden!“ erwiderte der Prinz. „Hundert macht Ihr tot von diesem Geschmeiß, zweihundert stehen wieder auf. Wo die katholische Majestät diese Bande herkriegt, der Allmächtige mag's wissen. Nun, ich möchte nicht in seiner Haut stecken, wenn er auch gar mächtig ist und für unsereins keinen Blick übrig hat. Aber sterben muß er auch einmal und ich glaub nicht, daß der Allmächtige sich freut, ihn zu sehen!“

Der Prinz war ein kleiner vertrockneter Herr mit einer Hafennase und scharfen Augen. Er setzte noch einige bittere Worte hinzu und rieb dann vorfichtig an einem Blutsleck in seinem grauen Habit.

„Dies ist mir angefliegen, wie ich vor etlichen Tagen vom Rhein kam. Da war eine Gesellschaft Armseliger, die der Feind aus ihren Hütten vertrieben hatte und die nun nirgends Unterkunft finden konnten. Ich konnte nicht viel tun, aber ich zeigte ihnen ein Kloster, wo die Feinde noch nicht hinfanden. Und ich trug ein Mägdelein, dem ein Soldat den Arm abgeschlagen hatte. Sie war nur notdürftig verbunden und sie wird sterben. Aber sie schlief auf meinen Armen ein.“

Der Herzog stand auf.

„Ich will einmal hin und sehen, ob ich vielleicht helfen kann!“

„Euer Liebden wird nicht viel helfen können,“ erwiderte sein Standesgenosse, „aber ich würde mich Eurer Gesellschaft freuen. Ich meine, den Armseligen müßt es gut tun, wenn sie sehen, daß andere ihrer gedenken!“

So also fuhren die Wagen am andern Tage nicht gen Köln, sondern gen Koblenz, und es dauerte nicht allzulange, da sahen die Reisenden die blauen Berge des linken Rheinufers, die zerstörten Weinberge und Ortschaften. Im letzten Spätherbst waren die französischen Scharen, aus der Pfalz kommend, in das Rheinland gezogen; einmal verschwanden sie, dann kehrten sie wieder. Das Heidelberger Schloß war in die Luft gesprengt und nun scheute sich kein Anführer mehr, an die altherrwürdigen Burgen und Klöster die Hand zu legen.

Im harten Winter wurden die Bewohner weiter Landstrecken obdachlos, und wie jetzt die Reisenden nach Andernach kamen, sahen sie ein Holzhüttchen, ein Zelt neben dem anderen. Das waren die Einwohner der Eifel, die sich nicht wieder in ihre Dörfer wagten. Was sollten sie dort? Wenn sie ihr Feld mühselig bestellten, vielleicht wieder ein paar Hühner, ein Schwein hatten, dann kam der Franzos und nahm ihnen alles wieder weg. Wer sich zur Wehr setzte, wurde tot geschlagen, und Frau und Tochter mußten schlimmeres erdulden. Der Kurfürst von Trier saß wieder in Ehrenbreitstein und hoffte auf das Reich. Der Kaiser war zornig, so sagte man, und in ganz Deutschland brütete die Empörung.

Aber was hatte Ludwig gesagt? Ihr deutschen Fürsten macht mir doch keinen Krieg! Er führte eifrig in Straßburg, der eben gestohlenen Stadt, die römische Kirche ein und verfolgte die Evangelischen.

(Schluß folgt)



## Vom deutschen Stil

Von Ric von Carlowitz-Hartigsch



n achter Auflage liegt uns die bekannte Streitschrift Otto Schroeders: „Vom papierenen Stil“ vor (B. G. Teubner, Leipzig = Berlin 1912; brosch. 2,40 M., geb. 3 M.). Es ist ein Zeichen ihrer inneren Kraft und einer gesunden Tendenz, daß sie noch heute so frisch wirkt wie am ersten Tage. Keck, offen und scharf wendet sich der alte Husarenritt gegen all den süßen Schlendrian der viel zu vielen Schreiberseelen. Und wo er einhaut, da bekommt das selbstselige Honoratiorenbäuchlein einen Stoß, daß ihm die Luft ausgeht, und die klapperdürre, papiergesteifte Korrektheit kracht in allen Fugen. Der „wackere Grenzhote“ (S. VIII) Wustmann hatte die Bahn gebrochen mit seinen: „Allerhand Sprachdummheiten.“ Seitdem sind Auge und Sinn geschärft worden für die vielen kleinen, großmächtigen Lächerlichkeiten, mit denen Hinz und Kunz und vor allem Schmock beweisen muß, daß er reden kann „wie ein Buch“. Warum das „ein krankes Lob“ (S. 81) ist, dieser eben noch durchaus nicht selbstverständlichen Einsicht dient das ganze Buch mit viel Fleiß und noch mehr Geschick.

Da das Künstliche, Verbildete, mit einem Wort: „Papierene“ der Sprache darin besteht, daß es sie in wachsendem Maße ihrem ursprünglichen Wesen entfremdet, gilt es, den historischen Einfluß aufzudecken, der diese Entwicklung